

Zur Einführung Kinder und ihr Geschlecht – Vielschichtige Prozesse und punktuelle Erkenntnisse

Annedore Prengel/Barbara Rendtorff

Der Zusammenhang von kindlicher Entwicklung und Geschlecht kann nur analysiert werden, wenn seine Komplexität theoretisch erschlossen wird und wenn empirische Studien geschlechtertheoretisch fundiert sind. Intersektionalitätstheoretische Ansätze ermöglichen Annäherungen an die Komplexität der Geschlechterverhältnisse. Sie regen dazu an, in der international geführten Debatte um schulische Benachteiligungen von Mädchen und Jungen nicht zu pauschalisieren und Pluralität innerhalb der Geschlechter nicht zu vernachlässigen. Sie regen auch dazu an, kindliche Überschreitungen der Geschlechtergrenze zu beachten. Für Forschungen zum Thema „Kinder und ihr Geschlecht“, die der Gefahr der binären Zuschreibung durch weiblich/männlich strukturierende Forschungskategorien entgehen wollen, finden sich in der Kindheitsforschung methodologisch weiterführende Angebote.

Children and Their Gender – Complex Processes and Punctual Insights

The connection of children's development and gender can only be analyzed if its complexity is theoretically explored and if empirical studies are gender-theoretically well-founded. Intersectionality-theoretical approaches make dealing with the complexity of gender relationships possible. They will result in not generalizing in the context of the international debate on school disadvantages for girls and boys and in not neglecting the plurality among the sexes. They will result in accepting children crossing the boundaries of gender. Childhood research will provide the research on the topic of „children and their gender“, which tries to evade attribution by female/male-structured research categories, with methodologically promising offers.

Dem Zusammenhang von kindlicher Entwicklung und Geschlecht lässt sich nur über die Analyse des komplexen Zusammenspiels vieler unterschiedlicher, individueller und gesellschaftlicher, politischer und sozialer, historischer und kultureller Faktoren auf die Spur kommen – er kann nicht mit Hilfe

punktuelle Recherchen erschlossen oder empirisch gemessen werden. Deshalb ist der Zusammenhang zwischen geschlechtlicher Entwicklung und gesellschaftlichen Einflüssen streitig und immer auch ein Politikum. Dass die Erziehung von Kindern *irgendeine* Rolle bei der Herausbildung von geschlechtstypischem Verhalten, Einstellungen und Selbstbildern spielt, darüber herrscht weitgehend Konsens, doch ist der Optimismus der frühen feministischen Geschlechterforscherinnen, den Zusammenhang zwischen gesellschaftlicher Geschlechterordnung, Geschlechterbildern und kindlichem Verhalten herausfinden und überzeugend darlegen zu können, immer wieder erschüttert worden – durch zyklisch wiederkehrende Glaubenshaltungen in Bezug auf Männlichkeit und Weiblichkeit, wie wir sie oft auch bei unseren StudentInnen finden, oder durch neuerdings wieder auflebende (evolutions-)biologische Argumentationsmuster. Dabei muss grundsätzlich unterschieden werden zwischen solchen Einwänden, die, meist mit dem Mittel der Vereindeutigung und Vergrößerung, die Überlegungen der Geschlechterforschung schlicht zurückweisen (wie wir sie teilweise in der Tagespresse finden (s.u.)), und solchen, die in differenzierender Absicht Argumente abwägen und gegebenenfalls verwerfen, dies aber im Interesse der kritischen Weiterentwicklung und Öffnung, um die Forschungen über die Wirkungen von Geschlecht weiter voranzubringen (vgl. z.B. die Interventionen von Tove Soiland (2005a, b)). Auch die in letzter Zeit zahlreich durchgeführten, oft kleineren empirischen Studien nehmen für sich in Anspruch, die Wirklichkeit der Kinder und ihrer geschlechtlichen Entwicklung vermessen zu können. Aber gerade sie laufen auch Gefahr, die Begrenztheit des theoretischen Erkenntnisstandes und die Unausgereiftheit geschlechtertheoretischer Argumentationsfiguren zu unterschätzen und den Ertrag ihrer Daten zu überschätzen. Das Vertrauen in die Aussagekraft der punktuellen Befragungen oder Beobachtungen wird manches Mal überstrapaziert, zumal wenn es an einer differenzierten theoretischen Hypothesenbildung mangelt.

Es ist also nach wie vor unklar, wie das Zusammenwirken von komplexen Einflüssen unterschiedlicher Ebenen verstanden werden kann. In der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung wird diese Problematik mit dem Ausdruck „intersectionality“ umschrieben: er lenkt den Blick darauf, dass Einflüsse unterschiedlicher Art und unterschiedlicher Ebenen, wie sozioökonomische Herkunft und ethnische Hintergründe, gesellschaftliche Machtverteilung und aktueller Wandel in Geschlechter- und Familienbildern, Persönlichkeitsentwicklung und geschlechtliche Arbeitsteilung usw. interagieren, auch wenn wir noch kein begriffliches Instrumentarium entwickelt haben, um dieses Zusammenwirken systematisch fassen zu können. Leslie McCall

(2005) schlägt vor, die Analyse mit Hilfe dreier Zugänge zu organisieren: der mit „anticategorical complexity“ bezeichnete Zugang fokussiert die vereinfachende Wirkung von kategorialen Zuschreibungen, der mit „intercategorical complexity“ bezeichnete Zugang fokussiert Wechselwirkungen zwischen Heterogenitätsdimensionen und der mit „intracategorical complexity“ bezeichnete Zugang fokussiert Vielschichtigkeit innerhalb einer kategorial benannten Gruppierung. Andrea Bührmann (2008) schlägt sogar vor, solche Forschungszugänge, die weitgehend auf vorgängige Kategorienbildung verzichten und die kategorialen Zuordnungen der untersuchten Personen erheben, mit der Kennzeichnung „präkategorial“ zu versehen.

Wie wichtig theoretisch fundierte Reflexionen für die Interpretation von Befunden zum Thema Kinder und ihr Geschlecht sind, soll in den nächsten Abschnitten am Beispiel aktueller Themen gezeigt werden: an der scheinbar gegenüber den Mädchen bestehenden Leistungsschwäche von Jungen in der Schule sowie an der brüchig gewordenen Vorstellung klar getrennter zweigeschlechtlicher Welten.

Nachdem in den 1970er Jahren die Nachteile, die das Schulsystem den Mädchen bereitet, überall prominent diskutiert wurden, breitete sich seit etwa Mitte der 1990er Jahre (schon lange vor den von PISA vorgelegten Daten zum Bildungsvorsprung von Mädchen) eine Debatte über die „failing“, die „underachieving“ oder „poor boys“ zunächst vor allem im englischen Sprachraum aus (vgl. auch für Dänemark: Kruse 1996), in der wissenschaftlichen und pseudowissenschaftlichen Literatur, in den seriösen und vor allen den weniger seriösen Medien. „Girls outclassing boys“, meldet der Guardian 1997 und BBC fragt nach: „Is the future female?“ (Cohen 1998, 19). In Deutschland wurde das Thema in den letzten Jahren wesentlich durch Focus und Spiegel (und natürlich die Boulevardpresse) neu angefeuert, die mit Titeln wie „Jungen – das schwache Geschlecht“, „Schlaue Mädchen – dumme Jungen“ oder einfach „Arme Jungs“ (focus 32/2002) ebenfalls einen extrem vereindeutigenden und banalisierenden Ton anschlugen. Die verschiedenen Autoren „develop a range of arguments which blame women for the failures of boys. If it is not women teachers, then it is mothers; if it is not mothers, it is feminists; most often it is a combination“ (Epstein et al. 1998, 6f.; vgl. auch Forster 2007, 64f.) – daran konnten auch die korrigierenden und relativierenden Bemühungen sachlich und differenziert argumentierender Forschungsberichte (vgl. Skelton 2001) und Zeitungen wenig ändern (vgl. z.B. die entsprechende Erziehungsbeilage in der NZZ vom 20.1.2004). Merkwürdig – oder: bemerkenswert an dieser Debatte ist, dass die panikmachenden Fakten keinesfalls neu sind: Schon in den fünfziger Jahren war Artur Kern

mit seinem Buch „Sitzenbleiberelend und Schulreife“ (1958) nur einer von vielen, die schlechtere Schulleistungen von Jungen feststellten. Auch Rainer Neutzling weist auf langfristige Entwicklungen hin: So ist der kontinuierliche Rückzug der Männer aus den ‚niedrigeren‘ Lehrämtern schon seit den fünfziger Jahren evident und der Anstieg weiblicher Lehrkräfte seitdem ebenso kontinuierlich nachweisbar (Neutzling 2005, 60f.). Außerdem wurde bereits Anfang der 1970er Jahre der Befund diskutiert, dass sich deutlich mehr Jungen als Mädchen unter den Schulversagern finden – zu einer Zeit also, als es „höchstens eine Handvoll böse Feministinnen an Deutschlands Schulen gegeben hatte“, so Neutzling (ebd., 58).

Michèle Cohen zeigt sogar, dass nicht nur „for the most of this century girls have been observed to outperform boys in French“, sondern dass bereits in den Anfängen moderner Diskurse zu Bildung im 18. Jh. John Locke sich darüber Gedanken machte, warum Mädchen leichter und schneller Sprachen lernen als Jungen – und aus der Beobachtung, dass diese das Französische quasi nebenbei lernten („just by ‘prattling’ with their governesses“) zog er methodische Schlüsse für das Unterrichten von Jungen in Latein qua „conversational method“ (Cohen 1998, 21).

In England ist die Situation insofern speziell, als hier diskutiert wird, dass die Mädchen aus bildungsambitionierten Elternhäusern (nicht aber die aus bildungsfernen Milieus!) die Jungen nicht nur in den sprachlichen und künstlerischen Fächern, sondern auch in Mathematik und Naturwissenschaften (außer Biologie) übertreffen (vgl. Stamm 2007, 424f.; Jackson 1998, 78) und auch in entsprechende Berufsfelder streben, während Jungen den Vorsprung der Mädchen im Bereich der Sprachen jedoch nicht einholen (vgl. Ringrose 2007, 474). Diese Entwicklung lässt sich schon seit den 1980er Jahren belegen (vgl. Murphy/Elwood 1998, 171f.). Deshalb ist die Vorstellung, dass die „underachieving boys“ den Preis für den Bildungsgewinn der Mädchen bezahlen, dort vielleicht besonders ausgeprägt und in der englischen Presse wurde schon berechnet, wann Frauen die Männer in gutbezahlten Jobs überholt haben werden (Ringrose 2007, 482).

Unterschlagen wird in der öffentlichen Debatte oft, dass es sich keinesfalls um ein Problem „der“ Jungen handelt, sondern sehr stark mit der ethnischen und der Schicht-Zugehörigkeit korreliert: In manchen ethnischen Gruppen sind Mädchen erfolgreicher, in anderen ist es umgekehrt, einige Gruppen fallen viel stärker zurück als andere, das geringere Bildungsniveau der Herkunftsfamilie ist so einflussreich, dass der gender-gap in der Oberstufe gar nicht mehr auftaucht und das immer auch gegebene Schulversagen von Mädchen zu berücksichtigen ist (Skelton 2001, 166; vgl. Shell-Jugendstudie

2000; vgl. auch Andresen in diesem Band). Die in der Geschlechterforschung engagierten englischen AutorInnen hatten die Frage nach dem Beitrag von Erziehung und Schule zur Identitätsentwicklung von Jungen unter dem Stichwort „masculinities and schooling“ schon in den 1990er Jahren diskutiert (vergleiche als Überblick: Skelton 2001, Kap. 1) und wesentlich weniger öffentlichen Staub aufgewirbelt als die neue Diskussion über „boys' underachievement“ – denn leider geben differenzierte Analysen den Politikern nicht solche schönen „snappy soundbites“ an die Hand wie dramatisierende Vereinfachungen.

1998 erschien bereits eine zusammenfassende kritische Replik von britischen WissenschaftlerInnen (Epstein et al. 1998; vgl. auch Rose/Schmauch 2005), auch die Zeitschrift „Gender and Education“ hat das Thema aufgegriffen und diskutiert. Die AutorInnen arbeiten heraus, dass zwei grundlegende Vorannahmen die Debatte bestimmten: die eine besteht in der insbesondere bei LehrerInnen weit verbreiteten (wenn auch nicht ganz bewussten) allgemeinen Erwartung einer höheren intellektuellen Begabung von Jungen: „Boys' achievement has been attributed to something within – the nature of their intellect – but their failure has been attributed to something external – a pedagogy, methods, texts, teachers. The full significance of this becomes clear when the subject of the discourse is girls, for in their case it is their failure, which is attributed to something within – usually the nature of their intellect – and their success to something external: methods, teachers or particular conditions“ (Cohen 1998, 20). „Females are good at passing exams and using coloured pencils, but does real understanding elude them?“ (zit. bei Jones/Myhill 2004, 542). Jungen erwarten deshalb auch eher von sich selbst, dass ihnen der Erfolg zufällt, weil er ihnen gewissermaßen ‚zusteht‘ – aber: „the myth of boys' intrinsic potential has not served them well“ (Jones/Myhill 2004, 543). Und diese Erwartung von „effortless achievement“ teilen die LehrerInnen mit ihnen. In ihrer Untersuchung von „teachers' constructions of underachievement“ fanden Jones und Myhill eine grundlegende Widersprüchlichkeit in den Aussagen der LehrerInnen. „By identifying more boys as underachievers, they could be seeing potential in lower achieving boys and failing to see potential in lower achieving girls. At the same time, teachers voice a contradictory, negative construction of boys, a deficit model, which problematizes boys and idealizes girls. There is also a problem here in whether underachievement is perceived by teachers as a negative construct – a failure to achieve – or a positive construct – the potential to achieve“ (ebd., 542f.).

Dazu kommt, dass auch die Erwartungshaltung der Eltern in Abhängigkeit von Schicht und Geschlecht wenig erforscht ist. Stamm kann darum nur

vermuten, dass eine höhere Leistungserwartung bildungsmotivierter Eltern an ihre Söhne gegeben sei und dass dann deren mittleres oder schwaches Abschneiden „enttäuschte Elternreaktionen nach sich ziehen und sich in besonders hohen Erwartungshaltungen artikulieren (dürfte), während ambitionierte Berufsziele der Töchter eher verunsichern und deshalb von niedrigeren elterlichen Erwartungshaltungen begleitet sein dürften“ (Stamm 2007, 426).

Die zweite stillschweigende Voraussetzung in dieser Debatte liegt in der Annahme, dass der steigende Erfolg von Mädchen und der problematischer werdende von Jungen in einem ursächlichen Zusammenhang stünden: „that girls have reached unparalleled levels of success and feminist interventions into schooling have been met, and may have gone ‘too far’, so that girls’ achievements are continuously positioned as won at the expense of boys“ – „girls’ success was apparently spelling boys’ downfall“ (Ringrose 2007, 472, 475). Dieses „if one group wins, the other loses“ mündet dann logischerweise in die Erwartung, dass Frauen die Männer absehbar überflügeln würden – so verschiebt sich, schreibt Ringrose, teilweise sehr deutlich der Fokus der Debatte: „We see how the specifically educational-based discourse of the failing boy contributes to a wider common-sense understanding that girls have come out the new global winners not only in educational spheres but in the world of work“ (ebd., 482f.).

Als Gründe werden in der englischen Debatte teilweise dieselben Argumente diskutiert wie hierzulande, vor allem die bei LehrerInnen und Eltern extrem verbreitete Ansicht, dass Mädchen ihren Erfolg dem Fleiß, der Ausdauer und ihrer Anpassungsbereitschaft zu verdanken hätten, Jungen aber ihrer Begabung, und dass es ihnen einfach nicht „cool“ erscheint, „to be seen by their peers as ‘achievers’“ (Murphy/Elwood 1998, 172). Auch das Argument, dass das Bild von Männlichkeit brüchig geworden sei, mehr durch die Verschiebungen im Geschlechterverhältnis als infolge der ökonomischen Veränderungen, taucht hier auf: „Others have argued that, although models of masculinity are always characterized by conflict and instability, there are specific, historical junctures, like gender relations in England, 1688-1714, and the 1890s in the United States, when gender certainties are particularly threatened. At these times, structural and cultural changes undermine the institutions of personal life such as marriage and the family and throw conventional, gender relations into panic and confusion. It can be argued that Britain, in the late 1990s, is experiencing one of these disorientating, historical junctures“ (Jackson 1998, 79).

Aber etliche AutorInnen verweisen vor allem darauf, dass viel zu oft und viel zu unproblematisiert männlich-weiblich-Unterscheidungen als fixierte,

isolierte, selbsterklärende Kategorisierungen verwendet werden, die man beliebig mit anderen Kategorien kombinieren könne (vgl. Swann 1998, 152), und dass dadurch, dass vorrangig die Jungen den Mädchen gegenübergestellt werden, die Unterschiede *innerhalb* der Gruppe der Jungen übersehen werden, was logischerweise auf die pädagogischen Konzepte für Kompensation oder Ausgleich der Probleme abfährt. Skelton (2001, Kap 2) unterscheidet deshalb zwei grundsätzlich unterschiedliche Perspektiven auf die Probleme der Jungen: Bei AutorInnen, die sich auf die „boys' underachievement“-Perspektive konzentrieren, findet sie überwiegend eine „mail-repair-agenda“, es werden (Unterrichts-) Strategien ins Auge gefasst, die die „Interessen von Jungen“ wecken oder stärker berücksichtigen oder mehr männliche (Rollen-) Vorbilder bereitstellen sollen – und die Rede sei meist von „Jungen“ (als homogene Gruppe) und „Männlichkeit“ im Singular. Eine andere Perspektive dagegen, die sie unter dem Stichwort „masculinities“ zusammenfasst, konzentrierte sich in ihrer Strategie unter dem Stichwort „gender as relational“ darauf, breite und variationsreichere Bilder bzw. Entwürfe von Männlichkeit zu thematisieren und festlegende Typisierungen aufzuweichen. Eine unverzichtbare Anforderung an Forschungsvorhaben ist in diesem Sinne aus unserer Sicht, dass nach pluralen Weisen der Kinder, Weiblichkeit und Männlichkeit zu inszenieren, gefragt wird.

Für die Geschlechterforschung ist die Existenz einer vielgestaltigen Gruppe jener Personen, die sich nicht einer eindeutigen weiblichen oder männlichen Identität zuordnen lassen, folgenreich: Mit zweigeschlechtlich konzipierten Theorien sind Geschlechterverhältnisse nicht vollständig zu fassen, denn jene Minderheit, die dazwischen steht, bleibt unberücksichtigt. Manifest kommt dieses Problem bei Kindern zum Tragen, die (aus medizinisch unterschiedlichen Gründen) nicht eindeutig einem von zwei Geschlechtern zugeordnet werden können. Der in sich heterogenen Gruppe (deren Größe von verschiedenen Autoren als zwischen einer von 6900 und einer von fünfzig geschätzt wird (vgl. z.B. Lang 2006) widmen sich aktuelle Untersuchungen. Auf der Grenze zwischen den zwei Geschlechtern bewegen sich auch jene Personen, die körperlich mit eindeutig zugeordneten Geschlechtsmerkmalen geboren werden, sich aber psychisch mit dem anderen Geschlecht identifizieren. Schließlich entsprechen auch Personen mit gleichgeschlechtlichen Neigungen nicht den Klischees einer zweigeschlechtlichen Welt (vgl. Moorhead 2005). Alle genannten Formen der Überschreitung von Geschlechtergrenzen sind von den ersten Lebensjahren an bedeutsam und sind darum wichtige Gegenstände von Kindheits- und Geschlechterforschung (vgl. z.B. McNaughton, für die die Zweiteilung weiblich und männlich nicht ausreicht). Eine sol-

che Dynamisierung grundlegender Kategorien findet sich auch in anderen Bereichen der „Diversity-Studies“, wo die steigende Verwendung von Begriffen wie „Transkulturalität“, „Transnationalität“, „Transdifferenz“ und „Transidentität“ und eben auch „Transgender“ (Vgl. Göhlich u.a. 2006; zusammenfassend Prengel 2008) individuelle und kollektive Unsicherheiten und Grenzüberschreitungen als Dauerzustand indizieren.

Wenn es schon schwierig ist, im wissenschaftlichen Kontext unsichere, komplexe Vorstellungen von Geschlecht zu denken, so ist es in den Versuchen, geschlechtergerechte Pädagogik zu praktizieren, noch weniger einfach. Das wissen wir aus Studien zur Rezeption von Bilderbüchern, namentlich solchen mit geschlechtsuntypischen Heldenfiguren. So zeigte sich in der Studie von Bronwyn Davies (1989), dass die beobachteten Kinder (im Kindergarten-Alter) die unweibliche Hauptfigur, eine sehr untypische Prinzessin, offensiv ablehnten, weil sie ihrer Erwartung einer Prinzessin so wenig entsprach, und die breite Studie von Susanne Keuneke (2000) ergab, dass die von ihr befragten Kinder die untypische Handlungsweise, Charakter und Aussehen der Prinzessin kurzerhand ‚falsch‘ erinnerten, so dass diese wieder mit dem vorher bereits gefestigten Bild zusammenpassten. Die australische Kindergartenstudie von Glenda Mac Naughton bestätigt, wie schwer es Kinder haben, die den Bildern der vertrauten Geschlechterrollen nicht entsprechen. Wie sollen also neue Geschlechterbilder Anerkennung finden – zumal ErzieherInnen, LehrerInnen und Eltern selber nur wenig anders denken (vgl. z.B. MacNaughton 2000)?!

Jungen sind vermutlich in einer schwierigen Situation. Wo auf der Seite der Mädchen die Emanzipation der Frauen und die Veränderung der Geschlechterordnung Zugewinne und zumindest eine Lockerung der starren Geschlechtervorgaben erbracht haben (auch wenn manche Stereotypen nur verdeckt wurden und als abgesunkener Inhalt weiterhin das Verhalten von Mädchen und Frauen fundieren), da hat es für Jungen wenig Zuwachs gegeben, positiv begründete Veränderungen, die ihnen etwas Neues, Anderes in Aussicht stellen, sind bei vielen nicht angekommen. Nach wie vor scheint der Beruf oder im Falle mangelnder Berufsaussichten die Kompensation durch übersteigerte Männlichkeitsinszenierungen bis hin zur Gewalttätigkeit den Kern von Männlichkeitsvorstellungen zu bilden (vgl. Meuser 2007; Findeisen/Kersten 1999). So hat auch das „Emanzipative Mädchenbuch“ „kein Pendant auf der Jungenseite, die Männerbewegung ist auch in diesem Bereich marginal geblieben und die gender studies richteten ihr Interesse eher auf Geschlechterüberschreitungen“, schreibt Annette Kliewer: „Die Mädchenliteratur hat sich weiterentwickelt, die Jungenliteratur nicht – so scheint es.“ (Kliewer 2001, 1).

Es scheint nun derzeit ein wenig die Tendenz zu geben, die schwierige Frage, was Geschlecht eigentlich ‚ist‘ und was es mit den Menschen ‚macht‘, zu umgehen – und das heißt auch, sich nicht festzulegen in der Einschätzung, in welchem Verhältnis biologische Gegebenheiten und die Bedeutung, die ihnen beigemessen wird, oder Entwicklungs-, Sozialisations- und kulturelle Einflüsse zueinander stehen. Auch die deutlichere Klärung der stillschweigenden Voraussetzungen, der Bezüge zu Referenztheorien und die Diskussion der (Implikationen der) eigenen Begrifflichkeit wäre oftmals hilfreich. Selbstverständlich erwarten wir nicht, ein einheitliches Erklärungsmodell zu finden, doch wäre es wünschenswert und notwendig, wenn die verschiedenen möglichen Positionen (zumal jede empirische Studie von solchen getragen ist, auch wenn sie sich und uns darüber keine Rechenschaft ablegt) konturierter und offensiver miteinander messen würden. Gerade in letzter Zeit finden sich verstärkt billige, aber genüsslich vorgetragene Abrechnungen mit der Geschlechterforschung in den öffentlichen Medien – etwa kürzlich in der Sonntags-FAZ (11.11.2007), wo ein Artikel unter der Überschrift „Gender Studies stehen hoch im Kurs. Der natürliche Unterschied der Geschlechter ist ihnen ein Greuel. Die Politik haben sie schon verändert“ in primitiver Weise Widerwillen schürt. Dem können wir am besten mit einer offensiven öffentlichen, kritischen und auch selbstkritischen Debatte begegnen.

Auf der Suche nach Möglichkeiten bei Forschungen zum Thema „Kinder und ihr Geschlecht“ das Dilemma der binären Zuschreibung durch weiblich/männlich strukturierende Forschungskategorien zu mildern, finden sich in der Kindheitsforschung methodologisch weiterführende Angebote. Der zentrale Beitrag der Kindheitsforschung zur Gewinnung neuer Erkenntnisse ist, dass sie Annäherungen an die Perspektiven der Kinder selbst ermöglicht (Heinzel 2000). Geschlechterforschung und Kindheitsforschung können eine produktive Verbindung eingehen, indem sie – etwa im Sinne des o.g. „prä-kategorialen“ Zugangs – die Angehörigen der neuen Generation nach ihren Geschlechterkonstruktionen fragen und dabei auf die Verschiedenheit zwischen individuellen und kollektiven Vorstellungen und auf die situative Wechselhaftigkeit dieser Vorstellungen (Faulstich-Wieland u.a. 2004) achten.

Unter den Exposé, die uns nach unseren Call for Papers zu diesem Band erreichten, waren nur wenige Vorschläge, die das Thema grundlegend oder systematisch angehen wollten. Die meisten eingereichten Beiträge bezogen sich auf empirische Studien, das ist erfreulich, doch treten mit der Fokussierung auf zweigeschlechtlich konzipierte Parameter die geschlechtertheoretischen Voraussetzungen manchmal in den Hintergrund; das Problem wurde in

zur Publikation angenommenen Texten auch mithilfe der von den anonymen GutachterInnen angeregten Modifikationen bearbeitet. Um das Spektrum der eingereichten und der angenommenen Beiträge abzubilden, teilen wir deshalb (abweichend von der üblichen Form des Jahrbuchs) den Band in die Kapitel „Beiträge“, „Work in Progress“, „Aus der Forschung“ und „Rezensionen“ ein.

Am Anfang dieses Jahrbuchs steht ein Gastbeitrag in englischer Sprache (von Caryl Rivers und Rose Barnett), der pointiert zur amerikanischen Debatte um neue biologische Zuschreibungen und ihre Folgen im Bildungssystem Stellung nimmt. Zwei sozialwissenschaftlich orientierte Studien eröffnen die Rubrik „Beiträge“: Sabine Andresen gibt unter Rückgriff auf die bis heute fruchtbare theoretische Fundierung durch Urie Bronfenbrenner und unter Berücksichtigung der Geschlechterperspektive eine Einführung in aktuelle Analysen zu kindlichen Lebenslagen. Hans Peter Kuhn analysiert in einem Forschungsüberblick die empirischen Befunde zur These der Benachteiligung von Jungen. Die beiden folgenden Beiträge sind sexualwissenschaftlich orientiert: Ulrike Schmauch reflektiert die Entstehung der sexuellen Ausrichtung in der frühen Kindheit unter besonderer Berücksichtigung gleichgeschlechtlicher Orientierungen. Das Forschungsteam Anja Zeiske, Alexandra Klein und Hans Oswald referiert Ergebnisse aus einem DFG-geförderten Projekt, die auf Befragungen zum ersten Geschlechtsverkehr¹ beruhen. Unter dem Stichwort „Aus der Forschung“ veröffentlichen wir drei Forschungsberichte, die Teilstudien aus Forschungszusammenhängen zu Selbstbezogenen Kognitionen im Mathematikunterricht (Frank Hellmich und Sylvia Jahnke-Klein), zu Dynamiken in Jungengruppen (Ruth Michalek und Thomas Fuhr) und zu Schulleistungsentwicklungen in der Grundschule (Stephan Mücke und Agi Schröder-Lenzen) thematisieren. Das Kapitel „Work in Progress“ gibt Einblick in vier aktuelle unabgeschlossene Untersuchungen: Auf einen theoretischen Essay zur Relationierung von Kindheit und Geschlecht (Christine Rabl und Elisabeth Sattler) folgen zwei Zwischenberichte aus qualitativen empirischen Studien (Gabriele Wopfner mit Analysen von Kinderzeichnungen und Jutta Wiesemann mit Szenenanalysen). Dagmar Kasüschke erläutert den Forschungsstand zum geschlechtsbezogenen Wissen und zu Rollenkonzepten von Vorschulkindern und zeigt auf, wie schwierig es ist, sich forschend an die mehr intuitiven als bewusst in Sprache fassbaren Geschlechter-

1 Der Forschungsbericht wurde in diesem Band zum Thema „Kinder“ aufgenommen, weil er sowohl über Erfahrungen von Kindern als auch über Erfahrungen von Jugendlichen und jungen Erwachsenen berichtet.

bilder der Kinder anzunähern. Schließlich enthält der Band abschließend wie üblich einen Rezensionsteil.

In diesem Jahrbuch „Kinder und ihr Geschlecht“ kommen sehr unterschiedliche interessante Perspektiven, die sowohl im Sinne der Kindheitsforschung als auch im Sinne der pädagogischen Forschung aus Erwachsenenperspektive angelegt sind, zu Wort. Sie sind Beitrag zu einer lebendigen Debatte und sollen das Weiterwachsen der Geschlechterforschung im Interesse von Kindern zugleich dokumentieren und anregen.

Wir danken allen Autorinnen und Autoren sowie den GutachterInnen aus dem Beirat, die durch ihr Mitwirken diesen Band ermöglicht haben. Unser Dank gilt auch unserer Verlegerin Barbara Budrich und ihrem Team für die gute Kooperation in allen Phasen der Arbeit.

Wir wünschen unseren LeserInnen eine interessante Lektüre.

Die Herausgeberinnen

Literatur

- Bührmann, Andrea (2008): Perspektiven der Intersektionalitätsforschung. Vortrag, Universität Potsdam, 12.1.2008
- Cohen, Michèle (1998): ‘A habit of healthy idleness’: boys’ underachievement in historical perspective, in: Epstein, Debbie et al (Hg.) (1998): Failing boys? Issues in gender and achievement, Philadelphia: Open University Press, S. 19-33
- Epstein, Debbie et al (Hg.) (1998): Failing boys? Issues in gender and achievement, Philadelphia: Open University Press
- Faulstich-Wieland, Hannelore/Weber, Martina/Willems, Katharina (2004): Doing Gender im heutigen Schulalltag. Empirische Studien zur sozialen Konstruktion von Geschlecht in schulischen Interaktionen, Weinheim und München
- Findeisen, Hans-Volkmar/Kersten, Joachim (1999): Der Kick und die Ehre. Vom Sinn jugendlicher Gewalt, München
- Forster, Edgar (2007): Feminisierung und Geschlechterdifferenz, in: Borst, Eva/Casale, Rita (Hg.): Ökonomien der Geschlechter. Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft, Band 3, Opladen
- Gölich, Michael; Leonhard, Hans-Walter; Liebau, Eckard; Zirfas, Jörg (Hg.) (2006): Transkulturalität und Pädagogik. Interdisziplinäre Annäherung an ein kulturwissenschaftliches Konzept und seine pädagogische Relevanz, Weinheim und München
- Heinzel, Friederike (2000) (Hg.): Methoden der Kindheitsforschung. Ein Überblick zu Forschungszugängen zur kindlichen Perspektive. Weinheim und München

- Jackson, David (1998): Breaking out of the binary trap: boys' underachievement, schooling and gender relations, in: Epstein, Debbie et al. (Hg.) (1998): *Failing boys? Issues in gender and achievement*, Philadelphia: Open University Press, S. 77-95
- Jones, Susan/Myhill, Debra (2004): Seeing things differently: teachers' constructions of underachievement, in: *Gender and Education*, 16, Heft 4/2004, S. 531-546
- Kern, Artur (1958): *Sitzenbleiberelend und Schulreife. Ein psychologisch-pädagogischer Beitrag zu einer inneren Reform der Grundschule*, Freiburg i. Br.
- Kliwer, Annette (2001): *Jungenbücher – gibt's die auch? Vortrag Tagung Aim Gender*, www.ruendal.de/aim/pdfs/Kliwer.pdf
- Kruse, Anne Mette (1996): Approaches to teaching girls and boys: current debates, practices and perspectives in Denmark, in: Mahoney, Pat (Hg.): *Changing Schools: Some International Feminist Perspectives on Working with Girls and Boys. Special Issue Womens's Studies International Forum*, 19, S. 429-445
- Lang, Claudia (2006): *Intersexualität. Menschen zwischen den Geschlechtern*. Frankfurt/NewYork
- MacNaughton, Glenda (2000): *Rethinking Gender in early Childhood Education*, London
- MacNaughton, Glenda (2004): Gender – neu gedacht in der Pädagogik der frühen Kindheit, in: Fthenakis, E. Wassilios/Oberhuemer, Pamela (Hg.): *Frühpädagogik international. Bildungsqualität im Blickpunkt*, Wiesbaden, S. 345-355.
- McCall, Leslie (2005), „The Complexity of Intersectionality”, *Signs. Journal of Women in Culture and Society*, Jg. 30, H. 3, S. 1771-1800
- Meuser, Michael (2007): *Herausforderungen. Männlichkeit im Wandel der Geschlechterverhältnisse*, Köln
- Moorhead, Cari (2005): „Advising lesbian, gay, bisexual, and transgender students in higher education”, *NACADA Clearinghouse of Academic Advising Resources*, <http://www.nacada.ksu.edu/Clearinghouse/AdvisingIssues/LGBT.htm> (13.6.2007).
- Murphy, Patricia/Elwood, Janette (1998): Gendered learning outside and inside school: influences on achievement, in: Epstein, Debbie et al (Hg.) (1998): *Failing boys? Issues in gender and achievement*, Philadelphia: Open University Press, S. 162-181
- Neutzling, Rainer (2005): Besser arm dran als Arm ab, in: Rose, Lotte/Schmauch, Ulrike (Hg.): *Jungen – die neuen Verlierer?*, Königstein
- Paechter, Carrie (2000): *Changing School Subjects: power, gender and curriculum*, Buckingham
- Prengel, Annedore (2008): *Im Schwebezustand: Schulen und transgressive Lebenswelten*, erscheint in: *Schweizerische Zeitschrift für Bildungswissenschaften*, 1/2008
- Rendtorff, Barbara (2006): *Erziehung und Geschlecht. Eine Einführung*. Band 30 der Reihe „Grundriss der Pädagogik/Erziehungswissenschaft“ des Kohlhammer-Verlags, Stuttgart

- Ringrose, Jessica (2007): Successful girls? Complicating postfeminist, neoliberal discourses of educational achievement and gender equality, in: *Gender and Education*, 19, Heft 4/2007, S. 471-489
- Rose, Lotte/Schmauch, Ulrike (Hg.) (2005): *Jungen – die neuen Verlierer?*, Königstein
- Skelton, Christine (2001): *Schooling the boys. Masculinities and primary education*, Buckingham
- Soiland, Tove (2005a): Gender-Konzept in der Krise. Die Reprivatisierung des Geschlechts, in: *WOZ* vom 5.5.2005
- Soiland, Tove (2005b): Kritische Anmerkungen zum Machtbegriff in der Gender-Theorie auf dem Hintergrund von Michel Foucaults Gouvernementalitätsanalyse, in: *Genders neue Kleider? Dekonstruktivistischer Postfeminismus, Neoliberalismus und Macht*, Widersprüche Band 4/2005, S. 7-25
- Stamm, Margrit (2007): Begabung, Leistung und Geschlecht: Neue Dimensionen im Lichte eines alten erziehungswissenschaftlichen Diskurses, in: *Review of Education*, 53, 2007, S. 417-437
- Swann, Joan (1998): Language and gender: who, if anyone, is disadvantaged by what?, in: Epstein, Debbie et al (Hg.) (1998): *Failing boys? Issues in gender and achievement*, Philadelphia: Open University Press, S. 147-161
- Yelland, Nicola (Hg.) (1998): *Gender in Early Childhood*, London